

# Flüchtlingskinder halten ihre Händchen hin

Autor(en): **Widmer, Heinz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **75 (1966)**

Heft 7

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975177>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Flüchtlingskinder halten ihre Händchen hin

Ein weitschwingiger Vogel kreist über den unteren Abhängen der breitschultrigen Vorhimalayakette, die, zusammen mit den vielen noch höheren und eindrucklicheren Geschwistern, als Wächterin zum Innern Asiens über Dharamsala ruht. Als Wächterin zu Tibet, dem Lande dahinter, das so viele hier gesehen haben. So viele von jenen, die nun auf die Hilfe derer angewiesen sind, die sich schwerlich jenes Leben dort vorstellen können.

Der Vogel kreist über dem neuen Leben, das den tibetischen Flüchtlingen in diesem nördlichen Winkel Indiens ermöglicht wurde. Er schlägt seine freiheitlichen Flügel auch über den Kindern, denen unsere Kinderstation Unterschlupf gewährt. 650 von ihnen fanden hier ein Heim, mehr noch, sie fanden menschliche Wärme. Wir Europäer stehen den Tibetern ratend und helfend zur Seite und fügen uns nach Möglichkeit in die tibetische Familie ein.

Der Vogel, noch immer am sonnenumglänzten Himmel schwebend, erzählt uns seine Geschichte: jung an Monden noch, wurde er bald flügge, und der ganze Reichtum des Raums öffnete sich ihm.

Kindern müssen die ersten Jahre ihrer Geschichte geschenkt werden. Sie dauert eine ganze Weile, diese Zeit des Lernens, bis hin zur Mündigkeit. Doch Jahr für Jahr zehren die Kleinen aus der Schale, die wir ihnen zuvor in unzähligem Bemühen gefüllt haben — oder die wir leer liessen, zum künftighin zeichnenden Schaden des Kindes.

Hier halten Flüchtlingskinder ihre Händchen hin. Sie haben keine Eltern, die diesen Gesichtchen ihre Wünsche ablesen. Die Eltern, sie blieben zurück, im abgeschlossenen Tibet; die eigene trostlose Armut erlaubte ihnen die Erfüllung ihrer Elternpflichten nicht länger.

Und siehe, die Kleinen wurden nicht enttäuscht, Freude schenkte sich ihnen, die noch zu jung waren, um zu wissen, dass Hilfe nur von weither erwartet werden konnte, von fremden Menschen. Für sie ist Liebe unentbehrlich, selbstverständlich daher.

Freude schenkt sich auch uns, die wir erkannt haben, dass hier unserer menschlichen Verpflichtung eine Aufgabe gesetzt ward.

Dharamsala gereicht der Schweiz zur Ehre. Unser Land weitet sich helfend bis in dieses nordindische Elend, gleich welche Organisation es dem Namen nach war, die unsere Bereitschaft hier vertrat und immer noch vertritt. Wir zwei Schweizer, Schwester und Arzt, dürfen von der Dankbarkeit der Tibeterkinder zehren. Ich müsste

es eigentlich spontane Fröhlichkeit nennen, nicht erzwungenen Dank, der bei Kindern immer leicht unnatürlich wirkt. Anhänglichkeit strahlt jedem entgegen, Frohmüt und Suchen nach einem Spielgefährten, jedem, der in die Kinderstation Dharamsalas kommt. Und zu sehen, dass unsere Kinder trotz des bescheidenen Rahmens zu ihrer lächelnden, freudigen Kindlichkeit aufblühen, sogar ferne der Eltern, bringt echte Genugtuung. Den 650 Kindern der «Nursery» ersteht, wie könnte es auch anders sein, im Spiel die ganze Welt vor Augen. Je nach Altersgruppen versammeln sie sich. Die Kleinsten vergnügen sich noch mit der Flasche. Für manche von ihnen, die in den Monaten vor der Einweisung in die Kinderstation nur das Allernötigste gehabt hatten, deren arme eingefallene Körperchen uns manche Sorge bereiten, ist die stets gefüllte Flasche ein Hoffnungsschimmer, sie weist den Weg zum Leben, dem sie eben noch entrissen zu werden schienen. Die «Topfkinder» lernen nach kurzer Zeit, den angebotenen Becher zu umklammern, sorgsam darauf achtend, dass er womöglich ein zweitesmal gefüllt werde. Noch kein Besucher versagte seinem Gesicht das freudige Lächeln, wenn er all diese Tibeterlein, auf den eingeführten Plastikgeschirren sitzend, in Reih und Glied eingeordnet, zu sich aufblicken sah. Ja, es mag dann geschehen, dass eines dieser Kleinen seine Verrichtung vergisst, vom Topfe rutscht und auf den Fremden zukriecht, ihn zum augenblicklichen Freunde erwählend. Allen Freund zu sein, hält zwar nicht leicht, zu viele Kinder drängen auf einmal zur Liebe. Was muss jenen ersetzt werden, die, kaum erst zur «Nursery» gebracht, noch ganz vom Bilde der Mutter, des Vaters oder der Elternfigur leben, sich vorläufig keinem fremden Gesicht aufschliessen wollen und nun ihre ganze Verlorenheit stundenlang, wenn nicht gar tagelang in Tränen zum Ausdruck bringen, kaum zur Erschöpfung kommend, wie irregeworden an der Liebe der Welt? Doch zum Glück nehmen sie langsam, Stückchen um Stückchen, die angebotene Hilfe zum Zeichen der neuen «Elternschaft». Selten nur verweigern sie die Nahrung in den ersten Tagen. Kaum sind sie fähig, aufrecht zu gehen, hält sie nichts mehr zurück. Der Hof, der Platz vor dem Hause wird zum stets wieder neu gestalteten Reich des Spiels. Ohne Schreien geht's natürlich nicht ab. Doch wie ein Fischer, der am Meer wohnt, sich an das Brausen der unermüdlichen Wogen gewöhnt, es liebgewinnt und bald nicht mehr ohne dieses Raunen auszukommen vermeint, so wächst auch uns dieser auf- und abwogende Kinderlaut zur Gewohnheit.

